

Eva Raisig

Seltene Erde

Roman

Matthes & Seitz Berlin

Prolog

14. Februar 1990, 40,472229 AE von der Erde.

Weit hinter mir liegt die Heimat. Viel kann ich von hier aus nicht erkennen. Ich blicke mit nachtblinden Augen ein letztes Mal zurück auf die schlechteste aller Welten, die mir zugleich doch immer auch die beste war. Schwarz ist es vor allem und der Rest sehr klein.

Zu Hause, so höre ich, ist Mittwoch, der Tag der Liebenden zudem, den ihr mir nennt zum Auseinandergehen, beiläufig, als wär' es Zufall. Das Jahr – welches Jahr – ist noch nicht alt, heißt das und sagt mir wenig sagt mir das. Wie viel Zeit mag mir noch bleiben für einen letzten Blick? Wie weit kann ich unseren Abschied dehnen? Wann genau ist mir eigentlich jegliches Zeitgefühl abhandengekommen? Hier draußen zähle ich die Tage, die es nicht mehr gibt, und versuche, mich an Stunden zu erinnern, die ich vergessen habe. Alles lang her. Ich sage Stunden und Tage in alter Routine, sage Minuten und Sekunden, aber einzig noch, weil mir der Klang gefällt. Der Klang gefällt. Angenehm vertraut wie alte Bekannte, die einmal Bedeutung hatten in meinem Leben. Sage Wochen. Monate. Eine vage Erinnerung, da war was. Was war da. Sage, ich reise seit Jahren, und das ist sicher, viel mehr aber nicht. Kein Restlein übrig, das temporär gewiss zu nennen wär'. Kein Anhaltspunkt, an dem ich mich festhalten könnte. Wegweg. Keine Zeit mehr, nur noch Raum, und der ohne einen Rand, über den ich mich stürzen könnte. Kein Riss in meiner Routine. Nicht die leiseste Störung meines Ereignishorizonts. Ohne Rast bin ich und ohne Richtung. Kein Hafen in Sicht und niemals guter Wind. Ich dümpele dahin! Ich bin die Flaschenpost von heute fünf Milliarden Robinsons, die auf ihrer Welteninsel die Dunkelheit absuchen. Ich bin die Hoffnung der Menschen.

Das Wichtigste, so scheint's mir nun, da ihr mir fast entschwunden seid, ist lange nicht gesagt. Ich krame zwischen Schimpansengeschrei und Beethovens Fünfter in meinem Aluminiumleib, suche nach etwas,

das irgendwem etwas sagte, höre Shalám, Shalom, Bonjour tout le monde, nur aus mir selbst heraus, immer wieder. Nicht ein einziger Zuhörer ließ sich finden in all der Zeit und niemand, der meine Bilder betrachtet hätte. Wir sind hier glücklich und ihr seid dort glücklich. Einmal noch

Hallo?

in den Raum

Hallo –?

Aber nichts. Nichtsnichts.

Nur immerwährende Nacht. Kein Wesen hier draußen, dem ich meine Geschichten überreichen könnte. Mausmutterseelenallein stehe ich allein auf der Kommandobrücke, Kommandantin, Befehl und Brücke in einer Person. Wie oft wollte ich mich schon hinabstürzen oder hinauf, elende Perspektive. Die Schwere meiner Fracht loswerden. Dieses eine Pixel, das mir lange schon gegen die Aluminiumzelle drückt, über die Kante hieven. Den Schwerpunkt überwinden, Fluchtgeschwindigkeit erreichen und dann kein Zurück mehr. Der einzige Weg ins Freie, der mir offensteht.

Der Tag des Abschieds also ein Mittwoch in der Heimat. Beißend kalt ist es bis in die Lungen und angenehm kühl. Ein lauer Wind vom Meer ins Landesinnere. Irgendwo in den Hügeln brennt der trockene Wald. Einer ruft eine Herrschaft aus und jemand veröffentlicht einen Bericht und viele verseuchen das Wasser. Einer macht eine Erfindung, eine nimmt ein Beil und eine schreibt ein Gedicht, einer wird geboren, noch eine wird geboren, viele sterben unterdessen und eine weitere erblickt das Licht, wie man sagt, der Welt, dann wird's wieder dunkel und vorher war's hell und dunkel davor, es grollt, es strahlt: ein Mittwoch wie ein Mittwoch wie ein Freitag wie ein Mittwoch, immer wieder.

Ein Flackern schon in den Gerätschaften und ich weiß, nun ist es Zeit wird es gewesen sein. So wende ich mich ein letztes Mal in eure Richtung. Drehe langsam mein Gehäuse, das sich sträubt, da der Moment gekommen ist. Noch einmal winke ich euch zu von meinem Platz hier oben und werfe jetzt den endgültig letzten Blick auf dieses Zuhause ohne Ausdehnung. Voilàvoilà. Alles, was ich je geliebt habe, und allen Hass, den ihr kennt, im Bruchstück eines Pixels. Aus einem Winkel von

zweiunddreißig Grad über der Ekliptik blicke ich auf euch zurück. Wie wenig kann so eine Heimat sein. Sollte ich euch als letzten Gruß nur Düsternis schicken und nicht aus der Finsternis heraus Farben, die es nicht gibt, und buntes Licht, das sich an meinen Linsen ohne Wärme bricht? Eure Geschichten gehen keinen. Niemanden, meine ich. Sie gehen niemanden etwas an. Oder nicht. Ein Foto in rosarotgrün soll bleiben und dazwischen das Zuhause in lichtem Orange. Und da, plötzlich und wie deutlich, ganz klein am anderen Ende bis zum Schluss: sanftes Blau und Schleierwölkchen und Schmetterlinge und Seidenspinner und klares Wasser und Ruhe in der Nacht und Sonne am Morgen und ein bisschen Klaviermusik und Tugend und Glückseligkeit und überhaupt ewiger Frieden und mehr Licht und überall Pailletten und sehr viel Glitter. Von jetzt an ist alles. Alles ist jetzt Erinnerung. Erinnerung. Er-in-ne-rung. Es gibt kein Zurück. Unsere Geschichten gehen. Sie gehen niemandem etwas an. Ein blassblauer Punkt am horizontlosen Himmel ist das Letzte, bevor ich in der Schwärze verschwinde. Meine seltene Erde. Ich komme nicht zurück.

ABHANDENKOMMEN

Vor dem Dorf, jetzt.

Auf dem Weg aus dem Dorf ist Lenka ihr irgendwo abhandengekommen. Eben noch sieht Therese ihren hageren Körper in dem üblichen schwarzgrauen Zeug, dem ausgewaschenen Trägerhemd über der dunklen Hose, die um die Oberschenkel schlackert, nur die Schultern stechen hell heraus und die weiße Strähne am Hinterkopf, dann ist sie weg. Therese ist an dem Bildstock am Wegrand stehen geblieben, um sich das Innere zu besehen. Keine Mutter Gottes harrt hier eines Besuchs, und womöglich hat da nie eine gestanden, man kann sich die Schutzräume unten im Dorf auch blanko anfertigen lassen und dann, wie hier, eine Art Mobile darin befestigen. Geschliffene Mondsteinchen in Drahteinfassungen schwingen sanft im Luftzug. Die Grablichter davor und die in Plastik eingeschweißten Fürbitten scheinen der Witterung schon längere Zeit ausgesetzt zu sein. Als Therese hochsieht, ist von Lenka nichts mehr zu sehen.

Hinter der Einkaufsstraße, in der schon morgens der Geruch von Räucherstäbchen zwischen den Plastikstühlen hängt, waren sie noch auf gleicher Höhe unterwegs gewesen, diese kurze Zeitspanne, in der zwei unterschiedliche Rhythmen für einen Moment parallel laufen können, dann hatte Lenka kaum merklich überholt, war kurz darauf einige Meter voraus, Blick auf den Weg, Blick auf die Karte, Blick auf den Weg, keinen in die Landschaft, und Therese hintendrein. Die Kamera zog diagonal vom Schlüsselbein über ihre Brust und schwang mit jedem Schritt gegen den Hüftknochen. Der Gurt klebte am Hals, dabei war es um diese Uhrzeit nicht besonders heiß. Lenka hielt sich die fast bis zur Unkenntlichkeit kopierte Karte dicht vor ihr Gesicht, aber an ihren schlechten Augen lag es wohl nicht. Sie ließ das Papier sinken und

wurde abermals schneller. Warum diese Eile? Der Weg ist das Ziel, Lenka, aber da war sie längst nicht mehr in Hörweite. Von Urlaub, das stimmt wohl, war nie die Rede gewesen. Nur: Hoffnungen darf man doch wohl hegen, wenn man eine solche Reise unternimmt. Leise Zweifel darf man zulassen, wenn man hinter einer Person, die man im Grunde kaum kennt, durch die fremde Landschaft eilt. Rennen wäre eine Variante, Rufen wäre eine Variante. Es war reiner Trotz, der Therese davon abhielt. Sie ließ sich weiter zurückfallen. Nach einer Weile konnte sie Lenkas dürre Gestalt nur noch in der Ferne erkennen, ein sich beinahe im Flimmern der Luft auflösendes Stöckchen im Gegenlicht. Kaum einen Moment aus den Augen gelassen und schon war sie verschwunden.

Ortsauswärts franst das Leben merklich aus. Anfangs noch vereinzelte Kinder, die wie ihre Compañeros an der Dorfstraße einem unergründlichen Spiel nachgehen und Sammelkarten gegen Hauswände, Sträucher, Laternenpfähle werfen, in der Ferne ein gebücktes Männlein auf einem sehr großen Fahrrad, mehr aber nicht. Ein blasser Vormittag und erstaunlich viele Pfefferbäume. An langen, gefiederten Ästen lassen sie ihre rosa Früchte in die Landschaft hängen, zwischen den Beeren paaren sich riesige Insekten. Immer wieder weht ein seifiger Geruch über den Weg.

Therese also weiter, allerlei Abzweigungen nehmend, entscheidet nach Gefühl, ob links oder rechts, und ohne den Berg aus dem Blick zu verlieren, vorbei an Baracken und Gattern und schlammigen Einfahrten, die nicht passen wollen zu dem staubtrockenen Weg und dem scharfen, ausgedörrten Steppengras am Straßengraben. Es ist nicht zu sagen, ob die Abdrücke im Schlamm von Mensch oder Tier stammen, auch nicht, ob von einem oder von vielen. Hier ist niemand. Nicht einmal ein Köter streunt herum, obwohl sie doch unten im Ort an jeder Ecke herumlungern. Und nun ist auch die einzig verbliebene Person, die außer ihr hier draußen übrig gewesen ist, irgendwo in der Landschaft verloren gegangen. Ob sie den Weg zurück ins Dorf alleine findet:

fraglich. Als Kind war ihr einmal im Gewirr des Rummelplatzes die Großmutter abhandengekommen: Eben war sie noch da und dann: nur noch fremde Beine. Jetzt ähnlich orientierungslos, nur in fremder Landschaft. Dieser Moment hier draußen könnte der Ausgangspunkt für jede nur denkbare Entwicklung sein. Der Anfang vom Ende. Da unternimmt man einmal eine Reise und landet als Randnotiz auf der Vermischtesseite der Zeitung. Zum Beispiel. Das passiert schneller, als man denkt. Die Eltern würden erst Wochen später erfahren, was mit ihrer Tochter geschehen ist. Sie wollte dort oben offenbar nur hinter einem Pfefferbaum nach dieser Lenka schauen, die sich bis heute nicht ausfindig machen lässt, muss dabei die von trockenen Büschen verdeckte Schlucht übersehen haben und das war's. Langsames Dahinsiechen mit zerbrochener Schädeldecke zwischen Felsbrocken in einem ausgetrockneten Flussbett. In der Dunkelheit wilde Tiere. Nicht ein Stück von ihr würden sie übrig lassen und die Knochen trügen die Geier in ihre Nester.

An einem Vormittag im beginnenden südamerikanischen Herbst verliert sie also zwischen Pfefferbäumen und loseem Geröll ihre Reisegefährtin. Und zwar gleich am zweiten Tag in diesem Ort. Das passiert. Auch wenn es nicht gerade die Wildnis ist, in der Therese herumirrt, eher ein grobes Verbindungsstück, das sich zwei Landschaften teilen. Ein etwas wüster Übergang zwischen Dorf und Natur, aber eben doch so abseits von allem, dass sich fragen lässt, warum sie überhaupt mitgefahren ist. Die letzte Nacht hat sie im Stockbettabteil über Lenka verbracht, auf der durchgelegenen Matratze in einem Achtbettzimmer in einer Seitenstraße der Promenade. Die Nacht davor auf den Wartebänken des Bahnhofs der nächstgelegenen Kleinstadt. Ihre Reise hat noch nicht einmal richtig angefangen und schon scheint sie wieder vorbei. Vielleicht sitzt Lenka längst am Busbahnhof. Vielleicht steigt sie in diesem Moment in den Bus und kehrt der ganzen Geschichte den Rücken. Häng dein Glück nicht an andere Leute, hatte die Großmutter mehr als einmal gesagt. Setz deine Hoffnungen nicht in

Fremde, die dich am Ende mit in den Abgrund reißen können. Die dir etwas vorgaukeln, das Blaue vom Himmel usw. Lass dich nicht auf jemanden ein, von dem du nicht weißt, in welche Gefilde er dich treibt! Und nun hockt Therese also in Argentinien. So schnell geht das.

Es könnte aber ebenso gut sein, dass Lenka etwas zugestoßen ist. Womöglich liegt sie ihrerseits längst in irgendeinem Straßengraben und hofft auf Rettung. Wer weiß, wohin ihr eingeschränktes Gesichtsfeld sie getrieben hat. Eine Glaukom-Operation, bei der sich vor Jahren ein Stück Hornhaut gelöst hat und jetzt in der Iris feststeckt. Von außen sieht man davon nicht mehr als einen Lichtreflex in Lenkas rechtem Auge. Das Sehvermögen werde dadurch nicht beeinträchtigt, hatte Lenka in Russland gesagt, aber davon abgesehen gehe es mit den Augen immer weiter bergab. Nicht einmal eine Brille helfe jetzt noch. Langsam versinke ich in der Dunkelheit, aber das tun wir ja sowieso. Viel interessanter erscheine ihr in diesem Zusammenhang, dass sich das Linsenauge, so defekt es mitunter sein möge, an völlig unterschiedlichen Stellen der Erde unabhängig voneinander entwickelt habe. Tintenfische, Ringelwürmer, Vögel oder eben Menschen, hatte sie gesagt: Alle haben Linsenaugen. Das kann natürlich ein Zufall sein. Aber vielleicht war es auch schon im Moment des Urknalls angelegt. Chemischer Zufall oder kosmische Zwangsläufigkeit, wer kann das schon sagen. Therese hatte darauf wieder einmal keine Antwort gewusst. Das hier jedenfalls, hatte Lenka gesagt und das rechte Auge zusammengekniffen, das hier ist nur ein kleiner körperlicher Defekt, der die Leute irritiert.

Das ist Monate her. Seit ihrem Aufeinandertreffen am Finnischen Meerbusen auf russischer Seite haben sie sich kaum ein paar Tage gesehen und nun ist Lenka weg. Therese schaut auf. Der Weg wird immer steiler. Vom Azarcumbre ist von hier nur die Kuppe zu sehen. Mattes Braun vor diesigem Blau. Sie hätte überall hingehen können. Sie hätte überall hingehen können und von allen, allen Orten auf der Welt fällt ihr ausgerechnet dieser ein. Oder er fällt

ihr nicht ein, er fällt ihr vielmehr vor die Füße. Von allen Orten hat es sie ausgerechnet hierher getrieben, aus welchen Gründen auch immer. Was soll sie damit nun anfangen? Sie hebt die Kamera, entscheidet sich dann für das Handy und hält es Richtung Berg. Auf dem Display erscheint eine blasse Miniatur.

Sie hatte im Wohnheim in Berlin das verdreckte Geschirr der letzten Wochen gespült und währenddessen überlegt, den Eltern einen Brief zu schreiben. Oder ob sie sich in den Zug setzen und nach Hause fahren sollte. Am Ende rief sie an. Die Mutter ging ans Telefon.

Bitte regt euch nicht auf, hatte Therese zum Einstieg gesagt. Aber es half nichts.

Therese, das ist nicht dein Ernst!

Und der Vater zog aus den paar Sätzen der Mutter seine Schlüsse und brüllte aus dem Hintergrund, dass das doch wohl unfassbar sei und er nun ein für alle Mal den Geldhahn, was sie um Himmels willen denn falsch gemacht hätten. Soso, Madame kann das einfach nicht, alle anderen schaffen es zwar, aber nicht das Fräulein, nein, das nicht. Irgendwo im Raum knallte etwas auf den Boden und dann war es die Mutter, die brüllte, zum Vater hin, und als das vorbei war, sprach sie mit beherrschter Stimme wieder in den Hörer: Therese, verstehst du, dass wir uns langsam ernsthafte Sorgen machen?

Ja, das verstehe ich.

Du hattest doch so viele Interessen, sagte die Mutter. Das Fotografieren. Die Leichtathletik. Sind die einfach alle weg?

Ja, irgendwie sind sie weg.

Kind, uns gibt es doch auch nicht für immer.

Ich weiß. (Da das zu gleichgültig klang, zerknirschter:) Ich weiß.

Der Vater aus dem Hintergrund: Und was sie, *bitte sehr*, nun zu tun gedenke?

...

Therese?

Ich weiß nicht, erst mal einen Job suchen ...?

Einen Job will sie sich suchen, gab die Mutter in den Hintergrund weiter.

Einen Job?! Einen Job will sie sich suchen! Am Fließband arbeiten oder was? Zeitungen austragen? Studieren soll sie wie jeder andere in ihrem Alter auch! Sie hörte ihn schnaufen. An diesem Punkt platzt eben auch (Eigenbeschreibung:) *liberalen Leuten* wie Thereses Eltern mal der Kragen.

Am Telefon folgte Geheule, Vorwürfe, dann die Mutter: Sie solle die Zeit bis zum nächsten Studium wenigstens sinnvoll nutzen.

Vielleicht ein Sprachkurs? schlug Therese halbherzig vor. Damit kann man nie etwas falsch machen. Russisch. Wie wäre es mit Russisch. Über 200 Millionen Menschen sprechen Russisch. Na, das ist doch was. Und am Ende des Telefonats: Wir sind immer für dich da, das weißt du doch?

In einer Geschwindigkeit durch die Landschaft eilen, die den Luftzug den Hals kühlen lässt, und versuchen, die heißen Füße zu vergessen, die kaum noch Platz finden in den Turnschuhen. Vorbei an einer losen Ansammlung von Bäumen und Büschen, vereinzelt Feigenkakteen. Eine Holzkirche, die nur aus Dach besteht. Die Zunge pappt am Gaumen, außerdem hat Therese schon wieder Hunger. Weiter als bis zur nächsten Ecke wird sie nicht gehen.

Dort oben, hinter der Kurve, wo sich der Weg endgültig vom Dorf hinauf in die Landschaft krümmt, taucht die Brücke auf. Eine Eisenbahnbrücke, haushoch über dem Weg gelegen. Nur ein Gerüst, viel Eisen, wenig Holz, schnörkellos. Falls sie je eine Begrenzung hatte, und sei es ein schmales Geländer, hat man sie sorgfältig und rückstandslos entfernt. Kein Zeichen, dass hier jemals ein Mensch seinen Fuß auf die andere Seite setzen sollte. Vor der Böschung sucht Therese nach einer halbwegs zivilisierten Aufstiegsmöglichkeit, einer Treppe oder Rampe. Vergeblich. Die Böschung ist steil und staubig. Lose Steine, ärmliche Sträucher. Die dünnen Wurzelenden haben den Schutz des Erdbodens aufgegeben und suchen die Umgebung nach etwas Feuchtigkeit ab. Da ist aber nichts. Trockener Boden, trockene Luft und irgendwo dazwi-

schen sie selbst: eine nunmehr in der unteren Körperhälfte grau gekleidete Person, die sich am Steilhang abmüht. Sie richtet sich auf, klopft sich den Staub von den Oberschenkeln, aber es wird nicht besser. Nun läuft ihr der Schweiß. Durch die Schneise, die sie getrampelt hat, rieseln Steinlawinen die Böschung hinab, immer wieder rutscht sie ein Stück abwärts, zerkratzt sich die Beine und die Unterarme – ist das Dornengestrüpp oder was –, sie hustet, dazu dieser Müll wie an allen Böschungen der Welt, zerfetzte Plastiktüten, PET-Flaschen und vor allem: der Hunger, die Hitze, diese verdammten Turnschuhe ohne Profil, das ganze Elend, schau an, es braucht gar nicht den Berliner Straßenverkehr, um solche Gefühle zu erzeugen, keinen, der die Autotür vor dir aufreißt und dem du die freche Fresse polieren willst – ich bin bereit mich zu schlagen bis aufs Blut –, wie kann ein einzelner Mensch nur so müde sein, ihr Magen knurrt, sie fühlt sich schwach, der Staub, die Eltern, dieses Dorf, und dann steht Therese doch, trotz allem, oben auf dem schmalen Bahndamm. Na bitte. Mit dem ersten Schritt aus der Böschung heraus ist sie schon auf den von trockenem Gestrüpp überwucherten Schienen. Lenka steht ein paar Schritte weiter an der Brückeneinfassung. Da bist du ja, sagt sie.

Mann, wo warst du denn?

Ich? Ich war hier.

Ja, toll. Wäre echt sehr freundlich, wenn du ...

Therese, schau –

Auf der blanken Eisenbahnschiene balanciert jemand. Langsam einen Fuß vor den anderen. Die Brücke unter den Turnschuhen des Mädchens erstreckt sich beinahe zweidimensional. Holzbohlen im Abstand eines großen Schritts, darüber die eingleisigen Schienen und zwischen ihnen Fenster in die Tiefe, die den Blick freigeben durch das verschränkte Brückengerüst, rostrot lackiert, bis in Fluss und Felsen. Jetzt kipgelt sie an der Kante einer Holzbohle. Sie hält sich an den Gurten ihres Rucksacks fest und starrt in den Abgrund. Ein unbeeindruckter, schlaffer Teenagerkörper im Profil.

Sie bemerken sich beinahe gleichzeitig. Sich beobachtet fühlen

oder die Anwesenheit anderer Menschen spüren. Intuition wo möglich. Jedenfalls blickt das Mädchen in dieser Sekunde auf aus seiner Versunkenheit, sieht Lenka und Therese am Brückende stehen, schmeißt ihren Rucksack auf die Mittelbohlen, macht einen großen, schnellen Schritt auf die Außenstrebe, einen Sprung eher, und rennt los, in weiten Schritten, links und rechts der freie Fall, das Wasser unten knöcheltief, rennt gleichzeitig ungestüm und gelangweilt: Wenn mich eines ungerührt lässt, dann ist es die Welt.

Oben der Himmel, unten der Fluss, dazwischen die Brücke. Im Hintergrund der Berg mit seiner verbrannten Flanke und über die Außenstrebe der Brücke rennt eine. So fängt es an. Wobei: Im Grunde fängt es natürlich viel früher an, aber wer will entscheiden, wann? Mit dem Entschluss, diese Reise zu tun, oder dem Zusammentreffen zweier Fremder am Finnischen Meerbusen auf russischer Seite, am anderen Ende der Welt? Das ist Monate her.

Jelena, hatte Lenka dort auf der Bank am Kai gesagt, oder Lenka. Und Therese sehr förmlich die kalte Hand gereicht.

Therese, hatte Therese geantwortet. Bei uns gab's keine Spitznamen.

Viel früher oder später. Mit einer Hoffnung fing es an, einer Sehnsucht, einem Verrat oder einer Verzweiflung. Vielleicht auch einfach, weil sie Lenka gut fand und nichts anderes zu tun hatte, und schon ist sie unversehens in der kargen Landschaft vor einem Dorf gelandet, umgeben von trockenen Büschen und lockerem Geröll, steht da neben Lenka an einer Brückeneinfassung und beobachtet mit ihr diese arme Irre, die über die Außenstrebe rennt. Kurz bevor die Kleine das Ende der Brücke erreicht, bremst sie ab, dreht sich um, rennt nun in die andere Richtung. Rennt, als gäb's kein Morgen.

Therese schluckt dünnflüssige Spucke, die immer wieder nachläuft. Was macht man in einer solchen Situation? Ein Gespräch vorgeben. Sich demonstrativ Lenka zuwenden. Höchstens beiläufige Blicke werfen. Mit ihrer Aufmerksamkeit wird sie die Kleine

jedenfalls nicht in den Tod treiben. Ein falscher Blick von ihnen und sie würde nach links ins Freie stürzen. Oder rechts durch die Holzbohlen kippen und immer wieder am Brückengerüst hängen bleiben. So oder so ein kurzer Fall und keine Zeit zu bereuen, nicht einmal schreien würde sie, ein vages Erstaunen nur, dass es geklappt hat. So leicht geht das also. Keine Tage und Wochen des Bangens, kein Strom, der sie fortreiben könnte, keine Arme, die erstaunlich akkurat von einer Schiffsschraube kurz unterhalb der Schulter abgetrennt würden und schon Wochen vor dem restlichen Körper auftauchten. Eine beinah saubere Sache, wären da nicht der zertrümmerte Schädel und die verrenkten Gliedmaßen. Da brauchen sie auch nicht mehr nach einem Arzt rennen. Später dann vor der frisch aufgeworfenen Erde ein paar Tränen. Oder nein: viele Tränen. So jung war sie. Wem wollte sie denn etwas beweisen, warum haben wir die Signale nicht gedeutet usw.? Dahinter der glatte schwarze Stein mit ihrem Namen. Daran, würde die Familie sagen, werden wir uns nie gewöhnen.

Auf der Brücke.

Schwarz und glatt ist es unter ihr, dazwischen vereinzelte Eischollen, der Fluss ist noch nicht vollständig aufgetaut. Alles begrenzt von ein paar Funzeln an der Promenade links, kein Mensch zu sehen, erst recht nicht rechts, zerlaufene Dunkelheit Richtung Farbwerke. Nichts Aufgewühltes, nichts stumpf Graues oder Braunes, auch nicht das tiefe Grün mancher Frühlingstage. Zwischen dem Eis schwarz nur und endgültig.

Lenchen war aus dem Taxi gestiegen und bis zur Haustür gegangen, hatte in der Handtasche gekramt nach einem Schlüssel, den sie längst gefunden hatte, als das Taxi endlich losfuhr. Sie wartete noch einen Moment, aber wessen Verdacht sollte sie erregen, und ging dann Richtung Ufer. Sie musste nach dem Betriebsfest nicht einmal mehr hoch in die Wohnung, alles bei sich, auch den Fuchs, leichtes Gepäck. Im Main ist viel Platz. Wenn ich wüsst, ich würd

heut sterben, würd ich meinen besten Pelz tragen. Es ist ihr einziger. Füchse zusammengenäht zu einem Überfuchs. Der Fuchs für besondere Anlässe. Über die Weihnachtsfeiertage ein paar Mal getragen, zum Gottesdienst und am Silvesterabend auf dem Balkon. Auch da schon Winter, der gerade erst begonnen hatte und nicht enden wollte. Der Fuchs für heute Nacht gleich doppelt passend.

Beim Schwimmenlernen wäre sie beinahe ertrunken, anderer Ort, anderer Fluss, schon kurz vor der Mündung. Ganz ohne Fuchs, nur eine geringelte Badehose auf dem Kinderleib. Vom Balken gerutscht, der unter der Wasseroberfläche im Grund verschraubt war und auf dem sie hintereinander in kurzem Abstand gehen sollten, was kaum möglich war bei der Strömung, und oben die Bewegung üben, die Ärmchen ausstrecken wie ein Frosch, zur Seite schaufeln wie ein Maulwurf, kräftig zur Seite, während in der Flussmitte die langen, flachen Frachtkähne vorbeizogen, die Hügel von Kohle auf dem Rücken. Vom Balken gerutscht, aus der Mitte der anderen heraus und schnell abgetrieben, an der Kai-mauer entlang. Irgendwer war auf der Uferpromenade nebenhergelaufen und am nächsten Einstieg die paar Stufen hinuntergesprungen, hatte sie herausgezogen und gleich wieder auf den Balken gestellt. Am Ende des Schuljahres konnten alle Mädchen der Klasse schwimmen, aber wenn es darauf ankommt, wenn man es wirklich will, lässt sich das vergessen. Fast alle, die es wollten, haben es damals geschafft. Der einzige Weg ins Freie, der offensteht.

Im Main ist viel Platz. Es ist kalt hier oben trotz der Füchse und Lenchen sieht keinen Menschen. Aber eine kommt doch vorbei, auch sie im Pelz, täuschend echt. Die Beine hat sie sich in den Bauch gestanden den Tag über auf der Straße, der Frühling ist fern, das Geschäft läuft schlecht, endlich ist sie auf dem Weg ins Warme, als sie am Brückengeländer diese junge Frau stehen sieht. Lenchen mit dem Dom im Rücken, den Blick ins Wasser. Mach dich nicht unglücklich, Mädchen, sagt sie im Vorübergehen zu der Kleinen und später: Wer stand nicht schon einmal nachts auf einer Brücke und brauchte nur ein Wort des Trosts? Aber die Kälte

in den Knochen, der Heimweg noch lang. Den Aufprall habe sie erst gehört, als sie schon fast an der Promenade angekommen sei. Sie sei zurückgelaufen zur Brüstung, nichts zu sehen erst, aber ein Rufen von links und dort auch zwei dunkle Gestalten. Zwei zufällige Spaziergänger und einander unbekannt, heißt es in der Zeitungsnotiz. Nur: Wer geht denn zufällig nachts dort unten spazieren? Sie habe die Herren rufen gehört oder einen der beiden, habe von oben gesehen, wie der andere zu einem der Rettungsringe gelaufen sei, die dort am Ufergeländer hängen alle paar Meter. Er habe ausgeholt und etwas gerufen, dem Mädchen etwas zugerufen, als er den Ring ins Dunkel schleuderte, ein zweites Platschen sei zu hören gewesen vom Brückengeländer aus, und da habe sie auch die Kleine im Wasser gesehen, ein noch dunklerer Fleck als der Rest, der nasse Fuchs nur zu erahnen. Dann noch ein Ruf von links in die Nacht – die schwimmt ja! habe der eine gerufen und noch einmal, diesmal hoch zu ihr auf die Brücke, als hätte er da oben eine gültige Zeugin gesucht: Die schwimmt ja!

Und Lenchen schwimmt. Weg vom Ring.

Glück haben.

Es ist nicht zu sagen, warum die Kleine ausgerechnet an dieser Stelle stolpert. Gerade schien sie langsamer zu werden. Aber dann knickt ihr Fuß weg, als hätte er auf einen Schlag alle Sehnen verloren, ihr Oberkörper ruckt nach vorne, sie geht in die Knie, schwankt diesen Moment in der Luft, gibt einen Laut von sich, keinen Schrei, eher so ein Seufzen, fällt auf die Unterarme. Ihre Finger, die sich sofort um den Eisenträger krallen. Sie hängt mit Hintern und Beinen über dem Abgrund, tritt mit dem Turnschuh ins Leere, etwas rutscht aus ihrer Hosentasche und klatscht unten ins flache Wasser, sie zieht sich – wie: irgendwie – zurück auf die Außenstrebe und bleibt als verkramptes Paket dort sitzen. Das Entsetzen in ihrem Kindergesicht. Neben Therese winselt es.

Der riesige schwarze Hund steht plötzlich neben ihnen. Mager ist er. Direkt hinter ihm ein Typ im fleckigen karierten Hemd. Ksssch, El Flaco, sagt der Typ. Er fixiert das Mädchen auf der Brücke und zieht an seiner Zigarette. Ksssch. Aber der riesige schwarze Hund jault weiter.

La conoces, kennst du die? Therese nickt zu dem Mädchen auf der Brücke. Statt einer Antwort schnalzt der Typ nur einmal mit der Zunge hinter den Schneidezähnen und ruckt mit dem Kopf. Er schaut weiter zur Brücke. Die Kleine rutscht langsam über die Holzbohlen auf sie zu. Sie hat sich ihren Rucksack geangelt und bewegt sich in winzigen Etappen vorwärts. Wenn sie eine Hand löst, um die nächste Bohle zu greifen, zittert der Arm bis zum Schulterblatt, ein ausuferndes Schlenkern an dem sonst verkrampten Körper. Das alles in konturlosem Mittagslicht am Ende der Welt, weit hinten der Azarcumbre mit seinem rotbraunen Mal auf der Flanke. Vor ein paar Wochen, hatte der Junge aus dem Hostel erzählt, ist hier erst ein Gleitschirmflieger abgestürzt, dann der Rettungshubschrauber. Die Menschen sind alle davongekommen, aber der spärliche Wald am Azarcumbre und seine Tiere haben Feuer gefangen. Drei Tage haben die Flammen über dem Ort gelodert, am Berg, wo sonst die Ufos landen. Und auch sie und Lenka verbrennen sich die Nacken und die Oberarme. Trügerische Schleierwolken und ein leichter Luftzug.

Die Kleine hat sich an Land gerettet. Hat die Hand, die ihr für die letzten Meter entgegengestreckt wird, übersehen. Kaum zurück auf festem Boden, scheint sie schon wieder unbeeindruckt von allem. Was gibt's da zu glotzen? Sie blickt sehr uninteressiert. Pfefferbäume, blasser Himmel, sieh an. Und dann schlendert sie davon. Ohne ein weiteres Wort, auch ohne Blick, in die Richtung, aus der Lenka und Therese gekommen sind.

Cigarillo?

Der Typ lässt sich auf dem Boden nieder und dreht sich eine. Sie setzen sich zu ihm. Vielleicht passiert derlei hier jeden Tag. Kann alles sein. Vielleicht gibt es Scharen Fallsüchtiger zu beklagen, die sich an dieser Stelle Woche für Woche die Glieder brechen. Ir-

gendeiner dreht immer durch. Warum traut man das diesem Ort ohne Weiteres zu? Aber der Typ beruhigt. Nur im letzten Jahr ist mal eine hinuntergefallen, sagt er, und die hatte Glück. Den Arm hat sie sich gebrochen, mehr nicht. Ein überhängender Baum an der Böschung hat den Sturz abgebremst. Lucky girl. Otherwise, sagt er: Tomato. Er grinst.

Sie bleiben noch eine Weile sitzen und an dieser Stelle entfaltet sich eine gewisse Erschöpfung über den Tag. Selbst Lenka scheint in diesem Moment genug zu haben. Sie hat ihre dünnen Beine, die Füße in den Ledersandalen, dicht an den Oberkörper gezogen und blickt auf ihre Zehen, die Arme seltsam in sich verschränkt. Immerhin etwas Verbindendes hat es doch, die Erinnerung, die gerade einmal ein paar Minuten alt ist, und der gemeinsame Schreck in unterschiedlichen Gliedern. Sitzen bleiben. Erst einmal nicht sprechen, nur immer mal mit den Lippen ein Geräusch der Erleichterung machen, oder ist es Fassungslosigkeit? Wortlos Tabak reichen, wortlos Tabak entgegennehmen, zum Dank nicken. Sich nach ein paar weiteren Geräuschen einander vorstellen. Therese, Lenka, Fabián, das da ist El Flaco, der Dünne. Nebeneinandersitzen, als würde man sich schon lange kennen. Der riesige schwarze Hund döst im Schatten der Brückeneinfassung.

Wie lange sitzen sie dort, als Fabián fragt, was sie hier eigentlich suchen. Urlaub? Oder warum seid ihr hier? Von außen müssen sie und Lenka wie eine ungleiche Reisegruppe wirken. Die Kleidung, der große Altersunterschied. Fabián selbst ist garantiert aus dem Dorf, wie er da sitzt in seinem schmuddeligen karierten Hemd, mit den kleinen Händen und den linienlosen Lippen. Blickt sich um, als wäre es sein Wohnzimmer, aber nicht unsympathisch.

Warum seid ihr hier, fragt er und weil Lenka wieder einmal nichts sagt, nicht einmal den Ansatz einer Reaktion erkennen lässt, antwortet Therese wahrheitsgemäß: because of the aliens.

Claro, murmelt er, warum auch sonst. Im Übrigen hat er selbst schon ein Ufo gesehen, wenn auch nur ein einziges Mal. Als Kind abends neben seiner Großmutter auf dem Heimweg.

Und wo?

Wo? Na hier. Er nickt Richtung Azarcumbre. Am Berg. Sie sind immer am Berg.

Man will nicht wissen, wie vielen Touristinnen er diese Story schon erzählt hat. Seine Großmutter Ana, sagt er, habe locker schon zwei Handvoll gesichtet über die Jahre und die Beweise fein säuberlich in ein Album sortiert. Thereses mitleidigen Blick übersieht er. Ana sagt immer, nur Liebende können sehen, und Kundige. Vielleicht habt ihr ja Glück.

Er streicht über El Flacos Fell, das an der Wirbelsäule beidseitig zu einem kurzen, struppigen Irokesenstreifen zusammenschlägt, fährt die Linie mit dem Zeigefinger nach, vom Nacken bis zum Schwanzansatz, jetzt vorsichtig gegen den Strich. Staubwölkchen, die sich auf schwarzes Hundefell legen. Ihr solltet sie in jedem Fall kennenlernen.

Ankommen.

Allein der Ort. Lenka hatte ihn anders beschrieben, aber wie eigentlich? Oder Therese hatte eine andere Vorstellung. So jedenfalls nicht. Eine Gemeinde aus wenigen Hundert Einwohnern, zusammengehalten vom ständigen Wind, der über die Hochebene jault, und den weit in die Vergangenheit zurückreichenden Erfahrungen, in steter Unregelmäßigkeit von fremden Zivilisationen heimgesucht zu werden. Kurz nachdem sie sich kennengelernt hatten, hatte Lenka zum ersten Mal von dem Dorf erzählt. Und Therese, die zu dem Zeitpunkt noch damit beschäftigt gewesen war, sich einen Reim auf die fremde Frau zu machen, die ihr da unvermittelt von der Suche nach technologischen Zivilisationen in der Galaxis berichtete, nahm Lenkas Erzählung von diesem Ort in Südamerika auf, wie man derlei eben aufnimmt, wenn man sich kaum kennt und eine gute Kinderstube genossen hat: höflich und interessiert. Vielleicht hätte sie gezielter nachgefragt, wenn sie gewusst hätte, dass sie am Ende mitreisen würde.

Das Dorf liegt in der sanften Talsenke einer Hochebene irgendwo zwischen Anden und Río de la Plata, umgeben von sandbraunen Hügeln, nur der zerklüftete Azarcumbre ist deutlich höher. Abends wirft er seinen Schatten über das Dorf. Die kleine Einkaufsstraße ist überdacht und genau genommen, das hatte Therese Lenka vorgelesen, während sie auf den Zug gewartet hatten, genau genommen ist es die einzige überdachte Einkaufsstraße des Landes. Ein Jubiläum hat sie dem Ort vor Jahrzehnten beschert, jetzt schützt dieses von innen verkleidete Ungetüm auf Stelzen die Touristen vor den Unannehmlichkeiten der Witterung. Wobei von denen um diese Jahreszeit nicht viele übrig geblieben sind.

Die überdachte Einkaufsstraße beginnt wenige Schritte hinter dem Busbahnhof. Neben der schweigenden Lenka kreuzte Therese am ersten Tag ihres Aufenthalts durch den Ort. Heruntergekommene Ladenlokale, Cafés. Gehwege, nur durch ein paar Zentimeter vom Straßenniveau getrennt. Alles aus festgetretener Erde, über die der Staub weht. Sie versuchte es mehrmals, sagte: Schau mal da, hast du das gesehen, weißt du, was echt witzig ist? Erzählte von ihrer Anreise. Der Bingopartie im Reisebus, einer Landschaft voller Rinder im Sonnenuntergang. Wenn dann immer noch nichts kommt, hält man irgendwann den Mund, kein Problem. Aber wundern darf man sich schon. Dabei erkannte sie vieles von ihren paar gemeinsamen Tagen in Russland wieder. Das Schweigen. Dieses mickrige Essverhalten. Die krummen Zigaretten. War doch klar, dass das nicht plötzlich weg ist. Menschen ändern sich nicht.

Im Hinterland des Dorflebens stehen niedrige helle Häuser mit gepflegten Vorgärten und zwischen den niedrigen Häusern ebenso niedrige Bäume. An den Strommasten hoch über den Gartenzäunen knäulen sich die Leitungen. An beinahe jeder Straßenecke weist ein Schild den Weg zum Busbahnhof. Als wollten hier alle schnellstmöglich weg. Dazwischen: Katzen, viele Hunde. Die einen rund um die Blumenkästen auf der Promenade, auf den Motorhauben und Fensterbänken dösend. Die anderen zwischen den Plastikstühlen und in Gruppen vor der Bankfiliale oder auf dem

Vorplatz des Busbahnhofs. Alle haben ihren Platz. Hier im Dorf werden die Katzen nicht ertränkt, nicht mit noch blinden Augen an die Stallwand geschleudert. Wer hier im Fluss spielt, dem treibt es keine winzigen gefleckten Körper mit aufgeblähten Bäuchen zwischen die nackten Beine. Dem klebt keine hauchdünne Nabelschnur an Schienbein oder Wade, wie damals im Österreichurlaub. So ist die Welt, hatte Thereses Mutter von der Restaurantterrasse aus zu ihrer im Bach stehenden Tochter gesagt, während Therese den kleinen Körper auf und nieder wippen sah im flachen Wasser, auf seinem Weg stromabwärts an die Wackersteine trudelnd.

Aber hier im Dorf haben sie alle ihren Platz. Den Hunden begegnet man meist in mehr oder weniger großen Horden. In der Mittagszeit wird es ihnen offenbar zu warm, dann verziehen sie sich in den Schatten hinter den Zäunen. Einer öffnet mit einem gezielten Sprung auf die Türklinke eine Gartenpforte. An dieser Stelle sagte Lenka nun doch etwas. In ihrer Kindheit in Moskau seien die Straßenhunde mit der U-Bahn von den Außenbezirken in die Innenstadt gefahren. Morgens hin, dort den Tag verbracht, bisschen durch die Straßen streunen oder was man halt so tut, und dann abends wieder zurück. Selbst Feiertage haben sie beachtet, sagte sie.

Ja klar.

Ich schwöre dir, genau so war es. Sie lächelte. Und abends hatten sie erschöpfte Blicke wie alle Pendler.

Auch als Therese und Lenka von der Brücke zurück ins Dorf kommen und sich auf den Stufen vor dem Gemeindesaal niederlassen, werden sie gleich von einem hechelnden Rudel umringt. Manche werden von den Dorfbewohnern im Vorbeigehen begrüßt. Hola Chaco, und Chaco wedelt beiläufig. Therese nutzt das freie WLAN des Gemeindesaals und schickt den blassen Azarcumbre, dann ein Bild der Pfefferbäume in den Familienchat. Fast augenblicklich kommt ein Schneemannhäufchen von der elterlichen Terrasse als Antwort. Wie nett, dass du dich auch mal wieder meldest.

Chaco legt sein Kinn auf die unterste Stufe und lässt sich von

Therese die Stirn kraulen. Hinter den rastenden Hundekörpern erstreckt sich ein asphaltiertes Niemandsland mit Abfalleimern, dahinter beginnt die Promenade. In den Geschäften bleichen die Auslagen aus, einäugige Teddybären, Ufo-Mützen, der blasse Alien-Aufdruck auf der Limonade ist kaum noch zu erkennen. Eingestaubte Lampions schwingen sacht im Latinopop der Pizzeria am Eingang der Einkaufsstraße. Schummerlicht. Ein Kellner versucht, die wenigen verbliebenen Touristen mit einer riesigen Speisekarte in die Plastiksitzgruppe unter dem Strohdach zu drängen, ein paar Mal hat er Glück. Vor den Lokalen stehen Ladenbesitzer und unterhalten sich. Einer rückt einen Plakataufsteller zurecht, der Nachtwanderungen zum Azarcumbre bewirbt. Er schaut dabei in ihre Richtung. Eine Weile sitzen sie, ohne etwas zu sagen, dann schreckt Chaco zu ihren Füßen hoch. Er stellt die Ohren auf. Aber es ist nur Nieselregen. Chaco drückt den Rücken durch. Eben war es doch noch hell. Er tritt Richtung Promenadenüberdachung und hinterlässt auf dem feuchten Asphalt einen hellen Fleck.

Therese dreht sich noch einmal um zum Azarcumbre. Ein Schatten hängt über dem Berg, die verbrannte Flanke erscheint noch dunkler. Therese hat immer noch Hunger. Dieses Dorf, sagt sie. Ich weiß ja nicht.

Lenka steht auf und streckt sich. Ich weiß es auch nicht. Aber von allen Orten erscheint mir der hier am wahrscheinlichsten.

Russland, vorher.

Lenka hatte den Tipp, dass es hier etwas zu holen geben könnte, von einem Historiker in Sibirien, und der hatte irgendwo mal was darüber gelesen. So erzählte sie es zumindest Therese. Ein Abstecher von knapp viertausend Kilometern brachte sie von ihrer Konferenz in St. Petersburg in das Naturkundemuseum von Krasnojarsk und als sie dort mit dem Historiker vor der Vitrine mit den Meteoritenresten stand, zog er einige der beschrifteten Holzschubladen unter dem Glaskasten heraus, legte Lenka ei-

nen pflaumengroßen Meteoritensplitter auf die Handfläche und erzählte ihr von jenem Ort in Südamerika, den er für aussichtsreicher hielt als diese Gefilde. Vermutlich erschien ihm alles aussichtsreicher als die sibirische Tundra.

Lecken Sie mal dran. Er deutete auf den Meteoritensplitter. Sie zögerte nicht einmal. Nicht nur mit der Zungenspitze, sondern einmal ordentlich von einem Ende bis zum anderen. Ein metallischer Geschmack, vertraut auf eine Weise, etwas aus der Kindheit vielleicht, und gleichzeitig sehr fremd, aber auch an irdischen Steinen leckt man selten. Später knirschte es zwischen den Zähnen.

Alles lang her, sagte der Historiker und betrachtete die Meteoritenbrocken in der Vitrine, als hätten sie etwas mit Lenkas Anliegen zu tun. Alles lang her und auch in den Archiven ist nur das Bemühen dokumentiert, kein Kontakt. Es sei nicht einmal mehr zu sagen, wer ursprünglich die Idee gehabt habe, die Intelligenz außerirdischer Zivilisationen an einem Fundamentalsatz der euklidischen Geometrie festmachen zu wollen oder als wesentliches Merkmal der Menschen und als Botschaft fürs All ausgerechnet den Satz des Pythagoras mit Abertausenden von Steckrüben auf die Erde zu pflanzen. Hier sind wir, sollte das heißen. Hier sind wir und wir sind intelligent. Aquadratplusbequadratgleichcequadrat in strahlendem Steckrüben gelb. Und zugegeben, sagte der Historiker, die Idee war ja nicht schlecht. Nur, wo macht man das, in der Größe? Er wartete einen Moment, dann breitete er die Arme aus, vollführte eine Vierteldrehung mit dem Oberkörper und zurück: Voilà, sagte er mit russischem Akzent. Jemand sei von einer Forschungsreise zurückgekommen, die einen völlig anderen Gegenstand gehabt habe, sei über den Ural zurück nach Europa gereist, habe zufällig von der Suche nach einem geeigneten Ort für eine kosmische Botschaft gehört und feierlich gesagt: Freunde: Sibirien. Mutmaßlich erstaunte Mienen. Später habe der Reisende aufgeklärt: Riesige Flächen habe er dort drüben gesehen. Karge Landschaft. Wie lange haben die Extraterrestler auf farblose Tundra geblickt aus ihren fremden Welten. Da fällt es auf, wenn es plötzlich blütengelb in den Himmel leuchtet. Gut, man

muss eingestehen, dass es wirklich sehr groß sein müsste, um aus solch einer Entfernung noch sichtbar zu sein. Gigantisch geradezu. Allein die Menge an Steckrübenpflanzen, man stelle sich das vor. Was kostet das. Wer beaufsichtigt das. Und am Ende, sagte der Historiker, sind die ganzen schönen Überlegungen in Vergessenheit geraten, aber wer will es ihnen verübeln? Es gibt auf der Welt wahrlich andere Probleme, als Kontakt mit dem kosmischen Nachbarn aufzunehmen, oder nicht?

Kurz darauf war Lenka zurück nach St. Petersburg geflogen, um auf der Konferenz ihren Vortrag zu halten, und kaum einen Tag später hatte sie auf der Bank am Finnischen Meerbusen auf russischer Seite gesessen. Therese drehte sich um, und da war sie. Sie rauchten eine Zigarette, und Lenka erzählte von ihrer Suche. Von der Frage, ob die Erde selten sei und intelligentes Leben ein rares Phänomen im Universum. Von den Außerirdischen und von diesem Ort. Kurz schien so etwas wie ein Ausweg auf: Man erzählt dir am westlichen Ende Russlands von der Suche nach einer anderen Welt und für ein paar gemeinsame Tage rücken Berlin und der Rest in wohlthuende Ferne. Doch kaum zurück in Deutschland, war alles wieder da. Bis Therese Lenka Monate später an einem Busbahnhof in Argentinien wiedertreffen würde, zogen sich die Dinge zunächst zäh und schmerzlich in die Länge. Die Großmutter musste beerdigt werden und Therese versuchte, mit allerlei praktischer Unterstützung behilflich zu sein. Sie schrieb Adressen auf Behördenbriefe und klebte Briefmarken auf Umschläge. Sie klickte sich durch Vorlesungsverzeichnisse, schrieb sich für das zulassungsfreie Fach Verkehrswesen ein, um das günstige Zimmer im Wohnheim behalten zu können, und verbrachte die Tage in Embryonalstellung auf dem Bett. Eine ganze Weile hörten Lenka und sie nichts voneinander, dann schrieb Therese: Ich komme mit. Den Eltern sagte sie erst Bescheid, als sie die Bordkarte ausgedruckt hatte.

Südamerika? fragte die Mutter ungläubig.

Edel geht die Welt zugrunde, meinte der Vater zu den Reiseplänen seiner Tochter, mehr aber nicht.

Die Mutter: Du kennst diese Lenka doch kaum!

Damit hatte sie im Grunde recht. Aber bitte schön, sagte die Mutter, wenn du meinst, das Geld von der Oma auf diese Weise durchbringen zu müssen, tu, was du nicht lassen kannst.

Nach einer kurzen Pause dann aber doch: Und woher kennst du sie? Aus dem Sprachkurs?

Ja. Das heißt: so ähnlich. Ja.

So ähnlich?

Ich hab mich dort mal mit ihr unterhalten. Sie ist Muttersprachlerin. Also Russisch.

Du hast russisch mit ihr gesprochen?

Nein, natürlich nicht. Es war ein Drei-Wochen-Kurs für Anfängerinnen. A1. Da unterhält man sich nicht. Konversation kommt viel später. Deutsch. Sie kann Deutsch.

Und woher kennst du sie, wenn nicht aus dem Sprachkurs?

Das war bei so einem ... also, eigentlich war es Zufall.

Zufall, Vorsehung, Wink des Himmels, man kann es nennen, wie man will. Irgendetwas davon brachte Therese in die St. Petersburger Peripherie, an den Finnischen Meerbusen auf russischer Seite, just in dem Moment, als auch Lenka dort auftauchte. Und eines kam zum anderen.

Es geht damit los, dass man eine Reise unternimmt, etwa um einen Sprachkurs in St. Petersburg zu absolvieren, etwa um den Zudringlichkeiten zu Hause zu entkommen und gleichzeitig die freie Zeit *sinnvoll* zu überbrücken, bis – tja, Mutter, bis was eigentlich? Jedenfalls nicht herumhängen. Therese sitzt vier Stunden vormittags in der Sprachschule, durchbrochen nur von einer viertelstündigen Kaffeepause, sagt: Здравствуйте меня зовут Терезе я из Германии изучаю то и это, was offenbar bedeutet: Hallo ich heiße Therese ich komme aus Deutschland ich studiere dies und das, kann allerdings, da Vergangenheitsformen erst später behandelt werden, in der fremden Sprache nicht formulieren, dass sie im Grunde nicht studiert, vielmehr studiert hat, erst das eine angefangen, dann das andere und dazwischen eine Ausbildung

begonnen, kann nicht sagen, dass sie alles abgebrochen hat und nicht weiß, wohin mit sich, lernt also zunächst einfache Präseniskonstruktionen und Redewendungen des Alltags, erfährt von sechs grammatischen Fällen und der Kategorie der Belebtheit, die man irgendwann erreichen wird, wenn man es ernst meint mit der Sprache, aber meint sie es tatsächlich ernst, war die Sprache nicht der geringste Grund, warum Therese aufgebrochen ist? Sie trudelt also auch hier vor sich hin und stromert nachmittags durch die fremde Stadt. Über die Prospekts, die sogenannten Prachtstraßen. Wie soll es weitergehen? Das hier kann wohl kaum die Lösung sein. An pastellenen Häusern und beinamputierten Soldaten am Straßenrand vorbei, durch die Betonsiedlungen an den Rändern und irgendwann, es ist ihr Geburtstag, auch über die Stadtgrenzen hinaus ans Wasser.

An einer russischen Bar.

Die letzten Stunden ihres alten Lebensjahres, die ersten des neuen hatte Therese auf einem Barhocker an der Theke des einzigen Gayclubs von St. Petersburg verbracht, den sie ohne nennenswerte Russischkenntnisse ausfindig machen konnte. Zwei Jungs aus ihrem Sprachkurs, die beide Felix hießen, ein Blonder und ein langer Schmäler, so ein Argloser, ließen sich sofort von der Idee erwärmen, gerade dort in Thereses Geburtstag hineinzufiern. Man kannte sich kaum, aber Sympathien waren da, noch dazu im fremden Land. Zunächst standen sie allerdings bei strömendem Regen zwischen geparkten Autos in einem Wohnviertel und waren beinahe so weit, die ganze Sache abzublasen, denn wo sollte hier, in dieser fabelhaft bruchfreien Stille, auch ein Club sein? Aber dann öffnete sich neben ihnen die Tür eines Wohnhauses, in der dahinterliegenden Stahltür mit Sichtschlitz stand ein glatzköpfiger Türsteher mit Wikingerbart und scheuchte sie, *dawai dawai*, über ohrenbetäubendes Eurodancegewummer hinweg ins Innere. Schlag beide Türen hinter ihnen zu. Drinnen: sehr laut, taghell,